

KURT KROLOP

**Frank an Emilie, Poseidon an Medusa, Simson an Delila  
oder  
Die Halbscheid eines Briefwechsels**

“MEDUSA, eine von den 3. Gorgonibus /.../, war unter ihren diesen Schwe-  
stern allein sterblich, und darbey von einer sothanen Schönheit, daß Neptunus  
selbst sich in sie verliebte /.../“

M. Benjamin Hederichs Gründliches Lexicon mythologicum (1724)

“(Geisterchor, unsichtbar:)

Weh! Weh!

Du hast sie zerstört,

Die schöne Welt,

/.../

Sie stürzt, sie zerfällt!

/.../

Prächtiger

Baue sie wieder,

In deinem Busen baue sie auf!

Neuen Lebenslauf

Beginne,

Mit hellem Sinne,

Und neue Lieder

Tönen darauf!“

“Für mich ist es ja etwas Un-  
geheuerliches was geschieht,

meine Welt stürzt ein, meine

Welt baut sich auf, sieh zu,

wie Du (dieses Du bin ich)

dabei bestehst. Um das

Stürzen klage ich nicht, sie

war im Stürzen, über das

Sich-aufbauen klage ich,

über meine schwachen Kräfte

klage ich, über das Geboren-

werden klage ich, über das

Licht der Sonne klage ich.“

Goethe, Faust I, V. 1607-1626

Kafka an Milena, 12. VI. 20

“Es gibt eine Platzscheu, die Lichtscheu ist, und die der sich schuldig fühlende  
Mensch hat, der vor Gott nicht besteht.

/.../

Dohlen, Raben, s c h w a r z e Vögel findet man nicht auf offenen lichten  
Plätzen.“

Otto Weininger, Über die letzten Dinge (1903)

Der einzige Briefwechsel Franz Kafkas, der in keineswegs lückenloser, immerhin aber in der heute noch erreichbaren Vollständigkeit vorliegt, ist der mit dem Freund Max Brod.<sup>1</sup> Dagegen ist in den rund 500 Schreiben der "Briefe an Felice" aus den Jahren 1913-17 wie auch in den 134 "Briefen an Milena" der Zeit von 1920-23 immer nur die Stimme des Adressanten zu vernehmen, die Adressatinnen bleiben für uns stumm, ihr "Part" fehlt in der zweistimmigen Dialogpartitur, klingt nur dann und dort gelegentlich auf, an oder durch, wenn und wo der Adressant Motive daraus zitiert und "für sein Orchester gesetzt"<sup>2</sup> hat, wie er das nannte. Das ergibt so etwas wie einen spiegelverkehrten Reflex der Dialogsituation in den Gesprächsaufzeichnungen der sogenannten "Konversationshefte" des ertaubten Beethoven, dessen ausgesparter "Part" ebenfalls nur gelegentlich aus den Repliken der Unterhaltungspartner zu erschließen ist: wir hören nur die "Jünger"; der "Meister" bleibt für uns stumm. Im Falle der "Briefe an Milena" erscheint die Absenz der "altera pars" besonders beklagenswert; denn nicht nur ist Milena es gewesen, die als Initialadressantin den Briefwechsel eingeleitet, sondern die auch in dessen weiterem Verlauf die Initiative der "Themenstellung" ergriffen und weitgehend behalten hat.

Eine erste flüchtige Begegnung zwischen beiden - "ein kleines vereinzeltes halbstummes Beisammensein"<sup>3</sup>, wie Kafka sich erinnern wird - war, wohl Anfang oder Mitte Oktober 1919, in Gegenwart Ernst Pollaks in einem Prager Kaffeehaus erfolgt, vielleicht im deutschen "Continental", vielleicht aber auch in der tschechischen "Unionka", dem Schauplatz eines der späteren Kafkaschen Träume von Milena<sup>4</sup>. Kurz vor der "sein sollenden Hochzeit"<sup>5</sup> mit seiner zweiten Verlobten Julie Wohryzek (1891-1939), also etwa Ende Oktober 1919, erhielt Kafka dann Milenas ersten Brief, wohl mit der Bitte um Übersetzungserlaubnis, den Kafka noch erfreut der Verlobten zeigte.

Natürlich waren Milena Pollak, geborene Jesenská (1896-1944), und ihr Mann Ernst (1886-1947) schon vorher für Kafka keine unbekanntenen Namen gewesen; schließlich bildete die skandalträchtige Beziehungsgeschichte der beiden spätestens seit Mitte 1917 eines der ergiebigsten Klatschthemen "ganz Prags", zumindest der einschlägig "interessierten Kreise", wofür Kafka alsbald ein "Ihnen /d.h. Milena/ naheliegendes Beispiel"<sup>6</sup> im Zeichen der "Judenfrage"<sup>7</sup> vorzubringen mußte: "Meine jüngste Schwester soll einen Tschechen, einen Christen heiraten, er sprach einmal von seiner Absicht, eine Jüdin zu heiraten, mit einer Verwandten von ihnen, sie sagte: 'Nur das nicht, nur nicht mit Juden sich verbinden! Hören Sie: unsere Milena u.s.w.'"<sup>8</sup>.

Der Tochter des angesehenen Stomatologen und Universitätsprofessors Jan Jesenský (1870-1947), eines engagierten jungtschechischen Selfmademan, der gleichwohl den nie befriedigten Ehrgeiz hatte, seinen Familienstammbaum bis zu dem Exekutionsmartyrer Jan Jesenský/Johann Jessenius (1566-1621) zu-

rückzuverfolgen, der Nichte der national nicht minder gesinnungstüchtig schriftsterlernenden Tante Růžena Jesenská (1863-1940) war es in der Tat buchstäblich "nicht an der Wiege gesungen worden", "mit Juden" sich zu verbinden. Schon im Herbst 1914, also noch als Minerva-Gymnasiastin im letzten Jahr vor der Matura, dürfte sie auf ihren gewagten Erkundungsvorstößen, die sie zumal mit ihren engsten Freundinnen, der gleichaltrigen Jarmila Ambrožová-Reinerová-Haasová-Nečasová (1896-1990)<sup>9</sup> und der etwas jüngeren Stanislava (Staša) Procházková-Jřlovská (1898-1955)<sup>10</sup> in die Welt der Prager Bohème (und damit natürlich auch ins "Arco") unternahm, den zehn Jahre älteren Ernst Pollak kennengelernt haben. Sie gewann ihn "im Sturm", indem sie ihn einer etwas älteren "Minervistin", der späteren Augenärztin Amalie Kreidlová, "abjagte", ein Modellfall amazonischer Liebeskriegführung, das für sie nicht untypisch geblieben ist. Wie für die Titelheldin der 1911 von Otokar Fischer übersetzten Kleistschen "Penthesilea" war in ihrem Verständnis "Liebe" nicht Überwältigtsein durch einen "Sieger", sondern im Gegenteil Überwältigung und Beglückung des Auserkorenen durch die Macht- und Gnadenfülle einer "Siegerin". Dem entspricht, daß Willy Haas (1891-1973), der erste Herausgeber der "Briefe an Milena" (1952), dem die Adressatin schon als "ganz junges Mädchen" bekannt und vertraut gewesen ist, von ihr ein Erinnerungsbild aus dieser ihrer ersten "großen Zeit" entworfen hat, das deutliche Züge de Idealtypus "Virago" trägt, wie wir ihn in Jakob Burckhardts "Kultur der Renaissance in Italien" beschrieben finden,<sup>11</sup> eines Idealtypus der Personalunion von "weiblicher" Anmut und "männlicher" Geistesstärke:

"Sie /.../ mutete manchmal wie eine Aristokratin aus dem sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert an", so heißt es bei Willy Haas, "ein Charakter, wie ihn Stendhal aus den alten italienischen Chroniken genommen und in seine eigenen Romane versetzt hat /.../: leidenschaftlich, kühn, kalt und klug in ihren Entschlüssen, aber bedenkenlos in der Wahl ihrer Mittel, wenn es sich um eine Forderung ihrer Leidenschaft handelte - und um eine solche handelte es sich in ihrer Jugend wohl fast immer. Als Freund war sie unerschöpflich, unerschöpflich an Güte, unerschöpflich an Hilfsmitteln, von denen es oft rätselhaft blieb, woher sie kamen, unerschöpflich aber auch in ihren Ansprüchen an Freunde, was sowohl ihr als auch ihren Freuden selbstverständlich war." Nicht übersehen sind hier auch "die Schläge, die sie führte, die Intrigen, die sie spann, um als Liebende das zu erreichen, was sie wollte, und die fast immer genau ins Ziel trafen. /.../ Natürlich war sie keine Verführerin in dem vulgären Sinn, daß sie Männer verführen wollte oder auch nur, daß sie diesen einen Mann verführen wollte /.../: sie schlug zu, weil sie

liebte, und hätte sicherlich dasselbe getan, wenn ihr Partner ein wertloser Dummkopf gewesen wäre.“<sup>12</sup>

Diese Dominanz der “Viraginität“<sup>13</sup>, wie Otto Weininger das nannte, hat Kafka aus Milenas Briefen schon sehr bald herausgespürt und in einem der frühesten auf die Formel eines Vergleiches mit der “Heldengjungfrau“ par excellence gebracht, der Jeanne d’Arc, bezeichnenderweise abermals im Kontext der Problematik dessen, was sein Freund Max Brod zur gleichen Zeit in zeitsymptomatischem Vokabular als die “schlimmen Eigenschaften des heutigen Verfallsjuden“<sup>14</sup> im Unterschied zu der “Sorte rassestolzer Diaspora-Juden“<sup>15</sup> bezeichnet hat:

“Jedenfalls scheinen Sie keine Angst vor dem Judentum zu haben. Das ist auf das letzte oder vorletzte Judentum unserer Städte bezogen etwas Heldenhaftes und - alle Scherze weit weg! - wenn ein reines Mädchen zu ihren Verwandten sagt: ‘Laßt mich’ und dorthin auszieht, dann ist es mehr als der Auszug der Jungfrau von Orleans aus ihrem Dorf.“<sup>16</sup>

In die gleiche Richtung weist eine Stelle aus dem Brief, den Ernst Pollak Ende Juni 1917, wenige Tage nach der Zwangsinternierung Milenas in Veleslavín (20. 6. 1917) aus Prag an den Leutnant Willy Haas gerichtet hat: “Ich freue mich, mit Ihnen zu sprechen, denn ich habe es - außer mit M./ilena/- mit lauter Weibern zu tun.“<sup>17</sup> Unter “Weibern“ sind hier keineswegs nur Wesen feminini generis zu verstehen, sondern auch, ja vor allem auch solche, die trotz männlicher Geschlechtsmerkmale alle die negativen Charakter- und Handlungsmerkmale aufweisen, die älterer Sprachgebrauch als “weibisch“ zu bezeichnen pflegte (“Feiger Gedanken / Bängliches Schwanken, / Weibisches Zagen, / Ängstliches Klagen“).

Hier wäre auch der Ort, etwas zur Rolle des Dritten in dieser “klaren Angelegenheit zu dritt“<sup>18</sup> zu sagen, zur intellektuellen und moralischen Physiognomie Ernst Pollaks, dem in Vulgärversionen der Milena-Legende meist die undankbare Rolle eines donjuanesken Egozentrikers und Eigensüchtlings zugeschrieben wird, dessen dämonischem “Bann“ das weibliche “Opfer“ erlegen sei wie das Kaninchen der Schlange. Dank Hartmut Binders grundlegender biographischer Studie “Ernst Pollak - Literat ohne Werk. Zu den literarischen Kaffeehauszirkeln in Prag und Wien“<sup>19</sup> und den von Jürgen Born 1991 veröffentlichten Briefen Pollaks an Willy Haas aus den Jahren 1915-18<sup>20</sup> wissen wir indessen, daß Milenas Geliebter und späterer erster Mann sich nicht nur nach den Formen der Konvention “in durchaus ehrenhafter Weise“<sup>21</sup>, sondern darüber hinaus mit geradezu exemplarischer Ritterlichkeit verhalten, antisemitische Brüskierungen in Kauf genommen, nach der Internierung Milenas deren “hinterlassene Schulden“<sup>22</sup> beglichen, ihren Vater zum Duell gefordert und sie nach der Entlassung aus Veleslavín durch Heirat am

14. März 1918 tatsächlich als “Retter“<sup>23</sup> aus einer ausweglosen Situation befreit hat. - Ernst Pollaks Sekundanten und Unterhändler in der Duellangelegenheit waren übrigens Egon Erwin Kischs älterer Bruder und Kafkas ehemaliger Klassenkamerad Paul Kisch (1883-1944) und Maximilian Maria Moritz Graf Thun und Hohenstein (1887-1935)<sup>24</sup>, der spätere Mann Sidonies von Nádherný (wohl der einzige Punkt, an dem die Lebenskreise der beiden als Adressatinnen berühmt gewordenen Frauen sich peripher berührt haben). - Der Bewältigung dieser “Rettungs“-Aufgabe scheinen die Worte Kafkas über Ernst Pollak zu gelten:

“Er hatte eine ungeheure Aufgabe übernommen, hat sie zum Teil im Wesen, vielleicht zur Gänze in Ehren durchgeführt, weiterzutragen scheint er mir nicht fähig, und zwar nicht deshalb weil es ihm an Kräften dafür fehlen würde (was sind denn meine Kräfte gegen die seinen?) sondern deshalb weil er durch das was bisher geschehn ist, zusehr belastet, zusehr um die Konzentration gebracht ist, die dafür nötig ist.“<sup>25</sup>

Ohne mit den - gelegentlich in den Bereich der Straffälligkeit reichenden - Einzelheiten aus Milenas “Vorleben“ so genau vertraut zu sein wie Ernst Pollak, wußte oder ahnte Kafka doch genug davon, um sie in sein Bild vom “Prinzip“ Milena<sup>26</sup> einzubeziehen und dieses dadurch nicht trüben zu lassen: das gilt es gegenüber aller als legendenzerstörerisch sich profilierenden flachen Enthüllungspublizistik ů la “Podvedený Kafka, nafouknutá Jesenská“<sup>27</sup> mit allem Nachdruck zu betonen, gerade auch mit dem Nachdruck Kafkas selbst, der Milenas Angebot, ihm über ihre Internierungszeit in Veleslavín (1917/18) eine Art Beichte abzulegen, mit den Worten beantwortete:

“Die Notwendigkeit das zu erfahren, was Du mir über die 6 Monate sagen willst, ist keine augenblickliche. Ich bin überzeugt, daß es etwas Schreckliches ist /.../, ich bin überzeugt, daß Du schreckliche Dinge erlebt o d e r s o g a r g e t a n h a s t (Hervorhebung K.K.), ich bin überzeugt, daß ich als Mitlebender es wahrscheinlich nicht hätte ertragen können /.../ ich bin auch überzeugt, daß ich es nicht hätte ertragen können /.../ ich bin überzeugt, daß ich es auch künftighin als Mitlebender nicht ertragen würde - gut, aber was will das alles, sind mir das Wesentliche Deine Erlebnisse und Taten oder nicht vielmehr Du allein?“<sup>28</sup>

Und mit wiederholtem Nachdruck am 13. Juli 1920, eine Woche nach der Begegnung in Wien:

“Alle Briefe die ich Dir aus Prag geschrieben habe, hätten nicht geschrieben werden müssen /.../, nur dieser sollte bestehn oder vielmehr sie dürften dasein, es wäre gleichgültig, aber dieser

Brief müßte obenan stehn. /.../ die Hauptsache ist: was auch die weiten Kreise um dich /.../ in hoherhabener Klugheit, in tierischer (aber so sind die Tiere nicht) Stumpfheit, in teuflischer Güte, in menschenmörderischer Liebe, über Dich sagen mögen - ich, ich, Milena weiß bis ins Letzte, daß Du recht tust, was Du auch tust /.../ Was hätte ich denn mit Dir überhaupt zu tun, wenn ich das nicht wüßte.“<sup>29</sup>

Aber nicht nur als "Retter" in Milenas Leben, auch als intellektueller Mentor ihres Denkens und Schreibens, ihrer Geistes- und Geschmacksbildung hat Ernst Pollak eine gar nicht zu überschätzende Rolle gespielt.<sup>30</sup> Es schmälert nichts an den Verdiensten, welche Milena als Übersetzerin und Nekrologistin um die - freilich zunächst nicht sehr folgenreiche - Einführung Kafkas in den tschechischen Sprach- und Kulturbereich gehabt hat, wenn man sich bewußt macht und bewußt hält, daß ohne Zweifel Ernst Pollak es gewesen ist, dem Milena - wie viele ihrer geistigen und literarischen Präferenzen - auch ihre ersten Einsichten in den Kunstwert der Kafkaschen "Schreibens" verdankte, in die Qualitäten eines Autors, aus dessen Briefunterzeichnungsvariante "FranzK" sie ursprünglich mißverstehend den dann beibehaltenen Vornamen "Frank" herausgelesen hatte.<sup>31</sup> Die singuläre Eigenart Kafkas als einer der ersten erkannt und bewundert zu haben, gehört nicht zu den geringsten der Ruhmestitel, die der "Kenner Pollak"<sup>32</sup> sich schon während des Jahrzehnts von 1908 bis 1918 in Prag erworben und während der darauffolgenden beiden Wiener Jahrzehnte von 1918 bis 1938 hinzuverdient hat. Art und Grad seiner hohen Wertschätzung der Kafkaschen Prosa hat er später auf eine kritische Formel gebracht, die mit Krausschen und Brochschen Kriterien konvergiert<sup>33</sup>: "Da gibts keinen Satz, der nicht eigen ist. Das ist das Kitschfernste, was es gibt. D.h. eben as Eigenste."<sup>34</sup> In Wien galt Ernst Pollak nicht zuletzt als die Leit- und Zentralfigur eines "winzigen Kreises", der nach dem Zeugnis von Milan Dubrović "die Kafka-Tradition wachhielt"<sup>35</sup>. Hatte Ernst Pollak 1918 zunächst unfreiwillig, als "Retter" Milenas, ihr zuliebe seine Prager Lebenskreise aufgegeben, um mit seiner jungen Frau nach Wien zu übersiedeln, so erwies sich dieser Wechsel für ihn doch schließlich in jeder Hinsicht als vorteilhaft. Wien wurde und blieb für ihn die einzige Stadt, der er sich zugehörig oder zumindest, in einem komparativen Superlativ gesprochen, noch immer am zugehörigsten fühlte,<sup>36</sup> eine Stadt, in der nach seiner Überzeugung noch immer das Verhältnis zum Leben den Vorrang behauptete vor dem Verhältnis zum Geld. Demgegenüber erschien seinem Rückblick Prag, zumal das ihm besonders eng vertraute "Deutschprag", als eine Stätte "stinkender Verwesung".<sup>37</sup> Abgesehen von weiterem Konfliktstoff, an dem es in dieser Ehe sicherlich nicht fehlte, entwickelten sich das Zugehörigkeitsbewußtsein bei Milena in der genau konträren Richtung. Ende 1918, nach Aus-

rufung der Tschechoslowakischen Republik, an der Seite ihres Mannes "Österreicherin" geworden bzw. geblieben,<sup>38</sup> verstärkte sich bei ihr das Gefühl, expatriert zu sein, im Exil zu leben, und parallel dazu das Bedürfnis, durch die Wiederaufnahme von Freundschafts-, Familien- und Literaturbeziehungen Rückbindungen an das heimatliche Prag zu suchen. Nicht zuletzt in diesem Kontext, parallel zu ihrem publizistischen Debüt in der "Tribuna" an der Jahreswende 1919/20, ist auch ihre durch die Bitte um Übersetzungserlaubnis motivierte Aufnahme des Briefwechsels mit Kafka zu sehen.

Sehr bald indessen gehen die weiteren Briefe über diesen ihren ersten Anlaß hinaus in Richtung auf eine von Milena zielstrebig vorgetragene "Liebesattacke", wie der italienische Kafka-Biograph Pietro Citati das nicht unzutreffend genannt hat.<sup>39</sup> Wenn Kafka andererseits in einem seiner letzten Briefe aus Meran schreibt, er habe Nachtstunden der Schlaflosigkeit damit verbracht, in Gedanken Milena von sich "abzuschrecken" ("die ganze Nacht antwortete ich Dir, klagte ich Dir, suchte Dich von mir abzuschrecken",<sup>40</sup> dann ist damit zugleich auch ein wichtiges Leitmotiv gerade der Meraner Briefe aus der Zeit vor der ersten Begegnung in Wien bezeichnet: eine Abschreckungsstrategie, die alles ins Feld zu führen versucht, was die "38 jüdischen" Jahre des Briefschreibers angesichts der "24 christlichen Jahre" der Adressatin gegen sich selber vorzubringen haben<sup>41</sup>: den Altersunterschied; die eigene Lungenkrankheit als das "Aus-den-Ufern-treten" einer "geistigen Krankheit"<sup>42</sup>; die beiden unglücklichen "Verlobungsgeschichten"<sup>43</sup> als Warnungsexempel; und immer und immer wieder, durch alle Register hindurch, die "Judenfrage"<sup>44</sup> sowie das im Zusammenhang damit eingeführte Leitthema "sinnloser Versunkenheit in Angst".<sup>45</sup>

Den Echospuren, die Milenas Briefe in denen Kafkas hinterlassen haben, ist hinreichend deutlich zu entnehmen, mit welcher entwaffnender Direktheit die Adressatin dem Briefschreiber in dessen Paraden fährt, mit welcher "richterlicher"<sup>46</sup> Urteilsfreudigkeit sie schon in einem sehr frühen Stadium beginnt, als "Lehrerin"<sup>47</sup> zu dozieren, zu "zanken",<sup>48</sup> "Aussetzungen"<sup>49</sup> zu machen, "Menschenkenntnis"<sup>50</sup> zu demonstrieren. Milena ist es, die die Rollen verteilt und sich die der Protagonistin des gelebten "Lebens" gegen das bloße "Schreiben" zuschanzt ("Sie klagen über manche Briefe, man dreht sie nach allen Seiten und es fällt nichts heraus"<sup>51</sup>, der Spontaneität gegen die reiflich erwogene "Berechnung" ("Ani jediné slova které by nebylo velmi dobre uváženo"<sup>52</sup>).

Es dürfte wohl selten einem Autor vom Range Kafkas widerfahren sein, die Wohlerwogenheit eines jeden seiner Worte nicht gerühmt, sondern gerügt zu finden, und es liegt eine sublimale Ironie darin, daß und wie er diesen Vorwurf akzeptiert hat:

"es ist allerdings darin 'ani jediné slova které by nebylo velmi dobře uváženo'.<sup>53</sup>

Und einen ähnlich "richterlichen" Macht- und Kraftspruch im Namen des "vollen Menschenlebens" unterläuft er mit einem echt Kafkaschen Understatement im Tonfall eines bescheidenen Einwandes:

"Sagen Sie nicht daß zwei Stunden Leben ohne weiteres mehr sind als zwei Seiten Schrift, die Schrift ist ärmer aber klarer."<sup>54</sup>

In diesem Lichte ist auch das Urteil über die Prosa der Briefe und Aufsätze Milenas zu sehen, die Kafka wiederholt gelesen hat, und zwar von vornherein nicht als "Literatur", sondern "in der Meinung, daß solche Prosa natürlich nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern eine Art Wegzeiger auf dem Weg zu einem Menschen, auf einem Weg, auf dem man immer glücklicher weitergeht, bis man in einem hellen Augenblick erkennt, daß man ja gar nicht weiter kommt, sondern nur in seinem eigenen Labyrinth noch umherläuft, nur aufgeregter, verwirrter als sonst. Aber jedenfalls ist das keine gewöhnliche Schreiberin, die das geschrieben hat. Ich habe danach zu Ihrem Schreiben fast so viel Vertrauen wie zu Ihnen selbst."<sup>55</sup> Die hier getroffene Distinktion zwischen Prosa, die "um ihrer selbst willen da ist", und solcher, die den Anspruch erhebt oder erfüllt, "eine Art Wegzeiger" für etwas anderes oder zu etwas anderem hin zu sein, enthält einen eindeutigen Rückbezug auf das berühmte 99. Aphorisma der "Vermischten Meinungen und Sprüche" aus dem II. Teil von Nietzsches "Menschliches, Allzumenschliches" - "Der Dichter als Wegzeiger für die Zukunft"<sup>56</sup> - das Kafka schon Ende 1911 in einem autobiographischen Rückblick mit selbstironischer Funktion "für sein Orchester gesetzt" hatte ("Da ich aber als Wegzeiger in die Zukunft immer nur meine Unfähigkeit ansah - nur selten meine schwache literarische Arbeit - brachte mir ein Überdenken der Zukunft niemals Nutzen").<sup>57</sup> Die rühmende Charakteristik der Eigenart von Milenas Prosa als eine "Art Wegzeiger" impliziert so zugleich deren Abgrenzung von der Literarizität einer anderen, autonomen Art, die "um ihrer selbst willen da ist",<sup>58</sup> d.h. in einer "Seinsweise", die Kafka seinem eigenen "Schreiben" zuwies.

Diese hochkarätige Literarizität von allem, was Kafka geschrieben hat, ist schon von Willy Haas, dem ersten Herausgeber der "Briefe an Milena", gerade auch an diesen hervorgehoben worden:

"Das ist ja überhaupt das Seltsame und Unheimliche an allem, was Kafka hergegeben hat, auch an diesen Briefen, daß sie in allem, was sie sagen, vollkommen sind, vollkommen in ihrer Symbolik, ihrer - fast epigrammatischen - Formulierung (selbst da, wo die tiefste Zerrissenheit aus ihnen spricht), vollkommen in ihren Linien, Farben, Nuancen, Punkten, Kommata und in allen Pointen /.../ Das spürt man in jedem Wort, das Kafka geschrieben hat, auch in diesen Briefen: das Präzise, Pointierte, Fertige, in jedem Wort Bedeutungsvolle."<sup>59</sup>

In einem der Herbstbriefe, die schon auf das endgültige Abschiednehmen von Milena zuführen, heißt es in Hinblick auf die "alten Dinge" der eigenen Biographie: "ich kann doch nur immer der gleiche sein und das gleiche erleben".<sup>60</sup>

Es ist, als hätte Kafka - wie der Hänsel des Grimmschen Märchens mit dem geglückten Wegmarkierungsversuch durch weiße Kieselsteine und dem mißglückten durch die von den Vögeln des Waldes weggepickten Brotbröcklein - von Anfang an vorsorglich Spuren gelegt, die ihm im Bedarfsfall die Rückkehr zu der Identitätserfahrung erlauben sollten, nur immer der gleiche sein und das gleiche erleben zu können. Zu den frühesten der solcherart gelegten Spuren gehört der - sit venia verbo - literarische Kunstgriff, den Wunsch nach Selbst- und Namenspreisgabe an die Geliebte im Sprachvollzug zu realisieren: "Dein (wäre ich doch namenlos, ganz ausgelöscht und nur Dein)", hatte schon der Schluß des Briefes vom 13. Mai 1913 an Felice Bauer gelautet;<sup>61</sup> wenn es dann in dem Brief vom 25. Juli 1920 an Milena heißt, durch ihren Verlust wäre der Briefschreiber "mehr Robinson" als Robinson selbst, denn "ich hätte gar nichts, nicht einmal den Namen, auch ihn habe ich Dir gegeben"<sup>62</sup>, dann ist das ein Rückbezug auf eine Wiederholung des älteren Namensverlust-Topos, mit der bereits der Brief vom 15. Juni 1920 endet:

"Dein (nun verliere ich auch noch den Namen, immerfort ist er kürzer geworden und jetzt heißt er: Dein)".<sup>63</sup>

Das Festhalten an einer anderen Erinnerungsspur bot Stoff zu einer Komödie der Irrungen, die Milena freilich als nicht besonders komisch empfunden haben mag: Kafka, der am Donnerstag, dem 23. Juni 1920, aus Meran angekündigt hatte, er werde am Dienstag, dem 29. Juni, in Wien am Südbahnhof ankommen und sich in dessen Nähe auch einquartieren, korrigierte das am Freitag, dem 24. Juni, durch die Nachricht: "Übrigens käme ich wie ich höre doch am Westbahnhof an",<sup>64</sup> bezog dann aber trotzdem ein Logis am Südbahnhof; während Milena auf der Suche nach dem Ankömmling vergeblich "die Hotels am Westbahnhof abgelaufen"<sup>65</sup> hatte, meldete sich Kafka aus einem Kaffeehaus am Südbahnhof mit der Nachricht, daß er doch in dessen Nähe wohne, und zwar im *Hotel Riva*, das den Namen der Stadt führte, die für ihn unlöslich verknüpft war mit der Erinnerung an die achtzehnjährige "Schweizerin" G. W., die er 1913 dort kennengelernt hatte: ein Erlebnis dessen "Wichtigkeit" im Tagebuch mit den Worten festgehalten ist:

"Ich verstand zum ersten Mal ein christliches Mädchen und lebte ganz in ihrem Wirkungskreis."<sup>66</sup>

Und schließlich kann man auch das von Kafka Anfang August 1920 mit Eifer befürwortete und betriebene, Mitte August (14./15. 8.) auch realisiert Projekt eines Wochenendtreffens in Gmünd als ein solches spurenlegendes literarisch-autobiographisches Zitat im Zeichen der Wiederholung lesen: es ist der glei-

che Vorschlag, den er schon einmal, im März 1914, der damals ebenfalls in Wien lebenden Freundin Felices, Grete Bloch (1892-194?), gemacht hatte:

“Wären Sie nicht begierig, einmal Gmünd zu sehn? Es liegt gerade auf der Mitte des Wegs, die Züge laufen geradezu einander entgegen /.../ Nächsten Abend fahren wir dann mit den gleichen, nur gewechselten Zügen wieder nachhause.“<sup>67</sup>

Reminiszenzen an die “4 Tage“<sup>68</sup> der Wiener Begegnung zwischen Dienstag, dem 29. Juni, und Sonntag, dem 4. Juli 1920, durchziehen alle weiteren Briefe. Kafka unterscheidet “die Tage genau, der erste war der unsichere, der zweite der allzu sichere, der dritte war der reuige, der vierte war der gute.“<sup>69</sup>

Vom ersten, dem “unsicheren“ wird es später in Hinblick auf das zweite Treffen in Gmünd heißen,

“daß der erste Wiener Tag, wenn ich mich am Abend verabschiedet hätte auch nicht viel besser gewesen wäre, wobei noch Wien den Vorteil vor Gmünd hatte, daß ich dorthin halb bewußtlos vor Angst und Erschöpfung kam“.<sup>70</sup>

Der zweite, der “allzu sichere“, hat in Kafkas Eingedenken die allertiefsten Spuren hinterlassen. Man unternahm einen gemeinsamen Ausflug zu den nächstgelegenen Anhöhen des Wienerwalds - wohl in die Gegend oberhalb von Neuwaldegg<sup>71</sup>: “damals im Wald“<sup>72</sup>, “oben im Wald, am zweiten Tag“<sup>73</sup> sind wiederkehrende Beschwörungsformeln der Erinnerung an diesen “allzu sicheren“ Tag: “Wald, und Wind in Deinen Ärmeln und Blick auf Wien“<sup>74</sup>, obwohl “ein Gewitter ... im Wald immerfort drohte“<sup>75</sup>. Vom dritten, dem “reuigen Tag erhielt Kafka nach seiner Rückkehr nach Prag noch zwei Briefe Milenas, in deren erstem das Schlüsselerlebnis des zweiten Tages als gleichsam schon historisch vergangen und doch unvergänglich fixiert erscheint:

“Der erste so traurig /.../ nicht so sehr wegen seines Inhalts, als weil er veraltet ist, alles das schon vorüber ist, der gemeinsame Wald, die gemeinsame Vorstadt, die gemeinsame Fahrt. Es geht ja nicht vorüber, niemals, diese schnurgerade gemeinsame Fahrt, hinauf durch die steinerne Gasse, zurück durch die Allee in der Abendsonne, es hört nicht auf und es ist doch ein dummer Scherz zu sagen, daß es nicht aufhört.“<sup>76</sup>

Am vierten, dem “guten“ Tag, machte Kafka sich freudig auf den langen Fußweg vom Hotel Riva zum Börsenplatz, “zum Gärtchen neben der Börse“<sup>77</sup>, wo er mit Milena verabredet war und sie “nicht verfehlen durfte in dem kleinen Park“.<sup>78</sup> An diesem tag mögen sich auch manche der nicht genauer datierbaren, später vielzitierten Episoden zugetragen haben, von denen in Kafkas eigenen Briefen wie auch in Briefen Milenas an Max Brod die Rede ist: die von Milena später auch literarisch verwertete Geschichte vom Almo-

sengeber Kafka und der Bettlerin an der Hofoper<sup>79</sup>; die Szene “Kafka gibt ein Telegramm auf“<sup>80</sup>; der Gang durch den Volksgarten, wo Grillparzer, der Verfasser des “Armen Spielmann“, von seinem Denkmal “auf uns hinuntergesehen hat (auf uns! Du giengst ja neben mir Milena, denk nur, Du bist neben mir gegangen“).<sup>81</sup>

In den Frühstunden des 4. Juli, am Sonntag (“warum gerade Sonntag? warum gerade um 7 Uhr? warum überhaupt?“<sup>82</sup>), begleitet Milena Kafka vom Hotel Riva (“Wie schön warst Du dort!“<sup>83</sup>) zum Franz-Josephs-Bahnhof, von wo aus er die Rückreise über Gmünd nach Prag antrat. Noch für den Abend des gleichen Tages vereinbarte er ein Treffen mit Julie Wohryzek, um sie mit der Tatsache der endgültigen Entlobung zu konfrontieren: wohl einer der ersten “Aufträge“<sup>84</sup> Milenas (“Henkersberuf ist es, das ist nicht mein Beruf“<sup>85</sup>). Am Abend des darauffolgenden Montag unternimmt er, nach einer nochmaligen Begegnung mit Julie, einen ausgedehnten Nachspaziergang mit dem Freund Max Brod und entdeckt ihm, daß Milena und Ernst Pollak es gewesen waren, von denen er bereits im Mai aus Meran ohne Namensnennung geschrieben hatte:

“die Schlaflosigkeit /.../ hat verschiedene Gründe wohl, einer ist vielleicht mein Briefwechsel mit Wien. Sie ist ein lebendiges Feuer, wie ich es noch nie gesehen habe, ein Feuer übrigens das trotz allem nur für ihn brennt. Dabei äußerst zart, mutig, klug und alles wirft sie in das Opfer hinein oder hat es, wenn man will, durch das Opfer erworben. Was für ein Mann allerdings auch er, der das erregen konnte.“<sup>86</sup>

Seinen ersten Eindruck von diesem Geständnis und Bekenntnis des Freundes hat Max Brod in einer Tagebucheintragung vom 5. Juli 1920 festgehalten, die bei aller Begrenztheit des Verständnishorizonts doch eine gute Vorstellung von der Intensität dieses Erlebnisses vermittelt:

“Ich verstehe sehr gut, daß ihm diese große Leidenschaft Rettung vor dem Sexus bedeutet.“<sup>87</sup>

Wenige Tage darauf, am Donnerstag, dem 8. Juli, an dem die ersten beiden Briefe Milenas nach dem Wiener Beisammensein in Prag einlagen, trifft Kafka sich wieder mit seinem engsten Freund, der darüber notiert:

“Donnerstag Kafka bei mir. Sein Glück, an dem ich teilnehme. - Zu K.'s Büro. 2 Briefe. 'Ernst weiß alles'. Also Entscheidung. Wir sitzen im Café Imp./erial/ und beraten weitere Schritte.“<sup>88</sup>

Aus einem Abstand von nur acht Monaten, im April 1921, wird sich das von Brod erneut beschworene “Glück“ Kafkas in dessen Rückerinnerung daran freilich ganz anders ausnehmen:

“im Hotel Imperial hast Du Dich getäuscht; was Du für Begeisterung hieltest, war Zähneklappern. Glück waren nur die der

Nacht entrissenen Bruchstücke von 4 Tagen, die förmlich unangreifbar im Kasten schon eingesperrt waren, Glück war das Stöhnen nach dieser Leistung.“<sup>89</sup>

Von diesem äußersten Gipfel einer - erst nachträglich relativierten - glücklich-zuversichtlichen Hochgestimmtheit begann ein erst unmerklicher, dann zu einem "Hinunterstürzen"<sup>90</sup> sich beschleunigender Abstieg, dessen einzelne Etappen und Phasen aus der chronologischen Abfolge und Frequenzen der überlieferten Briefe wie auch aus deren Wechselbezügen zu den in der dritten Augustdekade wieder einsetzenden Texten autonomen "Schreibens" unschwer zu rekonstruieren sind. Weist schon die Periode der "Meraner Bleikammern"<sup>91</sup> (Anfang April - 28. Juni 1920) ein rasch sich beschleunigendes Tempo des Briefwechsels auf (3 April-, 8 Mai-, 22 Juni-Briefe), so setzt mit Beginn der Periode zwischen der ersten Begegnung in Wien (29. Juni - 4. Juli 1920) und der Wiederbegegnung in Gmünd (14./15. August 1920) eine wahre "Briefflut" ein (56 Briefe in 41 Tagen), die nur im ersten Jahr des Briefverkehrs mit Felice Bauer (September 1912 bis August 1913) ihresgleichen findet. Es sind sechs Wochen, erfüllt vom "Glück der nächsten Nähe", nicht ungetrübt freilich durch wachsende Irritationen, die durch die Leitworte "Angst", "Mißverständnisse"<sup>92</sup> und nicht zuletzt "Einmischung anderer Menschen"<sup>93</sup> knapp zu kennzeichnen wären. - Gerade zum Komplex "Einmischung" hatte Kafka bereits am 6. Juli 1920 Milena gleichsam vorgewarnt:

"Ich kann Dir irgendwie nichts mehr schreiben, als das was nur uns im Gedränge der Welt, nur uns betrifft. Alles Fremde ist fremd."<sup>94</sup> um dann Ende September rückblickend die Negativbilanz zu ziehen: "Ich werde /.../ nichts mehr über andere Menschen schreiben, ihre Einmischung in unsere Briefe hat alles verschuldet."<sup>95</sup>

Die dritte Periode reicht von dem beiderseits als unglücklich empfundenen Treffen in Gmünd Mitte August ("An dem Tag sprachen wir miteinander und hörten einander zu, oft und lange, wie fremde Menschen"<sup>96</sup>), nach welchem Milena einen etwa vierwöchigen Urlaub in St. Gilgen am Wolfgangsee verbrachte, bis zu der Anfang Dezember getroffenen Entscheidung Kafkas, anstatt in ein Sanatorium bei Wien nach Matliary in der Hohen Tatra zu fahren, Milena nicht wiederzusehen und auch den Briefverkehr abzubrechen, ein Entschluß, der bekräftigt wird durch einen Satz, den Milena aus einem vermutlich noch im Dezember 1920 bereits aus Matliary geschriebenen, jedoch nicht mehr erhaltenen Brief Kafkas zitiert:

"Nicht schreiben und verhindern, daß wir zusammenkommen, nur diese Bitte erfülle mir im stillen, sie allein kann mir irgendein Weiterleben ermöglichen, alles andere zerstört weiter."<sup>97</sup>

Diese Periode von rund vier Monaten (die aus dieser Zeit erhaltenen 36 Briefe verteilen sich über 106 Tage), zerfällt deutlich in zwei Phasen. Zu Beginn der

ersten (von Mitte August bis Mitte September), bald nach der Rückkehr aus Gmünd nimmt Kafka sein eigenes "Schreiben" wieder auf, sein "'Kriegsdienst' - oder richtiger 'Manöver'leben"<sup>98</sup> von ähnlicher Art, wie er es zuletzt im kalten Winter 1916/17 bei der Niederschrift der Texte für den "Landarzt"-Band in der Zlatá ulicka geführt hatte; es entstehen die Prosastücke des "Konvoluts 1920" und Fragmente, von denen einige erstmals in dem Nachlaßband "Beim Bau der chinesischen Mauer" (1931) veröffentlicht worden sind, andere erst in dem Werkband "Beschreibung eines Kampfes" (1936), darunter (mit den meist von Max Brod hinzugefügten Titeln und in der Reihenfolge der Niederschrift): "Nachts", "Die Abweisung", "Zur Frage der Gesetze", "Die Truppenaushebung", "Poseidon", "Gemeinschaft", "Das Stadtwappen", "Die Prüfung", "Der Steuermann", "Der Geier", "Kleine Fabel", "Der Kreisel".<sup>99</sup> In sichtlicher Parallelführung zu dieser im Zeichen des *eigenen* Schreibens stehenden Wiederaufnahme des "Kriegsdienstes" oder "Manöverlebens" häufen sich jetzt Bemerkungen wie "Die täglichen Brief schwächen statt zu stärken",<sup>100</sup> "Nichtschreiben (zu verstehen im Sinne von "Nichtkorrespondieren", K.K.) ist gut"<sup>101</sup>; gleichzeitig aber - und scheinbar gegenläufig - kommt es zu einer Umkehrung des "Abschreckungsmotivs" aus der Meraner Zeit: hatte Kafka sich damals nicht nur in Gedanken damit beschäftigt, Milena aus eigenen Stücken "von sich abzuschrecken",<sup>102</sup> so heißt es jetzt, unmittelbar nach Gmünd, er versuche begreiflich zu machen, "wie es mit mir steht, damit Du Dich von mir nicht abschrecken läßt",<sup>103</sup> und wenig später abermals: "laß Dich nicht abschrecken von mir".<sup>104</sup> Das kann (und soll wohl auch) in einem Doppelsinn verstanden werden: laß Dich (durch mich selbst und mein eigenes Verhalten) nicht abschrecken von mir, aber auch: laß Dich (durch die "Einmischung" anderer Menschen und ihre Urteile) von mir nicht abschrecken.

Den Beginn der zweiten Phase, sozusagen den Anfang vom Ende, markiert jenes Telegramm vom 10. September 1920, mit dem Milena auf die in ihrem Auftrag geführten Verhandlungen Kafkas mit Jan Jesenskýs Assistentin Vlasta reagierte, und zwar offensichtlich in "besinnungslosem"<sup>105</sup> Jähzorn, den eine frühe Schreckensvision aus der Meraner Zeit vorweggenommen hatte:

"Du mußt in solchen Briefen den großartigen Kopf der Medusa haben, so zucken die Schlangen des Schreckens um Deinen Kopf und um meinen allerdings noch wilder die Schlangen der Angst."<sup>106</sup>

Der Eindruck, den das Telegramm, das offenbar ein mit "Sofort ..." beginnendes Ge- oder Verbotskommando enthielt, auf Kafka machte, muß eher furienhaft-megärisch<sup>107</sup> als gorgonenhaft-medusisch gewesen sein:

"Ich habe das Telegramm nur zweimal gelesen", so heißt es im Brief vom 14. September 1920, "einmal flüchtig als ich es bekam